

Max Schmidlein
Pflaumi

Ist es eigentlich ein Allgemeinplatz, zu behaupten, dass Malerei – gute zumindest – immer so ein bisschen bescheuert ist? Wahrscheinlich. Dann wieder: Wie sonst denn bitte? Wie sonst denn bitte soll man, wenn man ein Bild malt, mit dieser dämlichen Vermessenheit und diesem Größenwahn umgehen, tatsächlich so etwas wie Malerei machen zu wollen, etwas, das so sehr nach „Kunst“ mit Kapital-K aussieht wie Malerei? Wenn man dann noch möchte, dass diese Malerei sich nicht in der Auseinandersetzung mit Meta-Themen erschöpft und um ihren eigenen Status kreist, um am Ende doch nur den Irrsinn des Unternehmens „Malerei heute“ abzufedern, dann bleibt man irgendwann halt mit dem Bescheuerten und der Lächerlichkeit der Malerei sitzen. Und damit muss man eben umgehen.

Und das heißt zunächst einmal: sich der Unmöglichkeit aussetzen, Bilder ohne allzu offensichtliche äußerliche Referenzen und Einbettungen zu malen, ohne einen allzu offensichtlichen konzeptuellen Überbau und eine allzu überdrehte Selbstreferenzialität. Denn das geht eigentlich nicht, dass man alles vergisst, das Situative, den Kontext, die Geschichte. Man weiß, dass das nicht geht. Und versucht es trotzdem. Bescheuert-Sein ist angewandte Hilflosigkeit. Man kann auch Ehrlichkeit dazu sagen. Man versucht also, all das gerade Aufgezählte – die Referenz und die Einbettung, das Konzept und die Metaebene – zu integrieren, es aber nicht nach vorne zu spielen. Man kann es stattdessen anwesend sein lassen auf eine Art, auf der etwa ein fernes Gedächtnis anwesend ist: wie eine Schliere über der Gegenwart, wie ein Gestern, das dem Heute Tiefe verleiht; oder, profaner, wie eine Erinnerung an eine durchzechte Nacht am Ende des Katertages danach, nicht am Anfang. Abgetönt und soft-schluffig-angenehm irgendwie, im Reinen wieder mit sich selbst (auch wenn man das natürlich nie ganz ist). Übersetzt ins Bild heißt das: Eingebettet in es und in seine Bildhaftigkeit, nicht es überdeckend. Und das macht am Ende ein anderes Bild.

Wenn also eine aufgeschwemmte Kohletablette statt Farbe verwendet wird, um einen Himmel zu malen, dann, weil diese Kohletablette inzwischen der Teil eines persönlichen Vokabulars ist, mit dem man diesen geforderten Effekt im Bild eben am besten hinbekommt. Und gerade nicht, weil eine Kohletablette keine Farbe ist. Oder eine Farbe mit konzeptuellem Mehrwert. Auch wenn das mitschwingt. Und wenn statt Farbe manchmal nur farblose Grundierungsmittel verwendet werden, dann nicht, weil dieses Grundierungsmittel sozusagen eine Anti-Farbe ist (zumindest nicht nur), sondern weil es reicht, um damit auf farbigen Stoffen malerische Gesten zu hinterlassen. Und wenn sich im dichten Gewirr von Linien ein dämlich grinsendes, fast schon cartoon-artig übersteuertes Malergesicht abzeichnet, dann eben, weil es sich irgendwann so ergeben hat und anschließend weiterverfolgt wurde, statt von vornherein so angelegt zu sein.

Die Bilder müssen dann aber auch als Bilder tragen. Dann hat man es tatsächlich mit dem zu tun, was zuerst Malerei ist und erst dann Kunst. Und der komische Effekt einer solchen Ernsthaftigkeit ist eben das besagte Bescheuerte: Resultat der Einsicht ins Unmögliche und trotzdem Notwendige eines solchen Unterfangens. Eine lachende Antwort und ein Humor jenseits von Ironie und Zynismus. Ein Pflaumi und kein kleiner Feigling.

Dominikus Müller

Is it a truism to say that painting – good painting at least – is always a bit stupid? Probably. After all, how could it be otherwise? How should one, when painting a picture, deal with the dumb presumption and megalomania of actually wanting to paint, to make something that looks so much like “Art” with a capital A as painting does? If painting is to do more than exhaust itself in the engagement of meta-themes which revolve around their own status, and also and above all provide some cushion from the lunacy of the undertaking of “painting today,” then at some point one ends up sitting alongside the stupid and the ridiculous aspects of painting. And one must deal with these.

This means, firstly, exposing oneself to the possibility of painting pictures without explicit reference to or embedment of the external, and without any forced conceptual superstructure or overblown self-referentiality. Because it’s not possible to simply forget everything; the situation, the context, the history. One knows it’s not possible. And tries anyway. Stupidity is applied helplessness. Honesty, too, one can say. So the point is to integrate these things just mentioned – reference and embedment, concept and meta-level – without forcing them to the front. One can instead allow them to appear in the way of a distant thought: like a smear over the present; or the memory of a long night, remembered at the end of the next day’s hangover, not at its beginning. A tinted and siltily soft feeling of comfort, somehow, alone with oneself again (even if never entirely so). Translated to a picture, this means: embedded in it and in pictoriality, not covering it. And that produces, in the end, a different picture. When, then, a soaked piece of charcoal is used to paint a sky, it is as part of a personal vocabulary utilized to best bring about the desired effect in the picture. And not because charcoal is not paint. Or is paint with added conceptual value. Even if this is implicit. And when, instead of paint, only colorless primer is used, then it is not as a so-called “anti-color” (at least not only so), but because it is enough to leave a painterly gesture on colored fabric. And if, from a dense tangle of lines, the painter’s face emerges dumbly grinning, exaggerated and almost cartoon-like, then this is because it had at some point presented itself and subsequently had to be followed, rather than being planned from the start.

The pictures, then, must also bear up *as* pictures. And so one must deal with that which is painting first and art second. The strange effect of such an earnestness is the aforementioned stupidity: the result of insight into the impossibility of such an undertaking and the need for it nonetheless. A laughing answer and a humor the other side of irony and cynicism. A Pflaumi¹ and not a Kleiner Feigling.²

Translation by Ben Caton

1 Pflaumi: a brand of plum juice and plum schnapps (*Pflaume*: plum)

2 Kleiner Feigling: a brand of fig schnapps (*Feige*: fig; *Feigling*: coward)